Herr Bagi im Frack.

Aus dem Ungarischen v. Koloman Mikszáth.

Man hat schon alle möglichen Dinge von den Goldbauern des ungarischen Tieflandes erzählt und geschrieben, die, wenn auch kein größeres Einkommen, doch ein bedeutenderes Vermögen besitzen, als der Fürst von Monaco. Von Herrn Bagi und Michael Nagy gibt es einen ganzen Anekdotenschatz, denn es ist wirklich komisch, daß diese Leute in kurzem Schafpelz und weiten Leinenhosen, wenn sie nur wollten, in vierspännigen Equipagen fahren und die feinsten Havanacigarren zu Rauchtabak für ihre kurzen Pfeifen verschneiden könnten.

Aber sie wollen nicht. Herr Bagi fährt noch immer auf seinem Bauernwagen nach Budapest und ißt auf dem Sitze seines Fuhrwerks Speck zu Mittag.

Doch sehr würde irren, wer glaubte, daß der reiche Bauer aus dem Tieflande dies aus Geiz thut. Im Gegentheil, jeder unter ihnen ist ein Cavalier, nur daß sich das Cavalierthum bei ihnen in ganz besonderer Weise äußert. Wenn ihn die vier Zigeuner mit seinem Leibliede anfiedeln, ruft er dem Kellner zu:

„Bringen Sie für diese vier Fiedler vier Eimer Wein!"

„Und womit kann ich Herrn Bagi dienen?"

„Für mich bringen Sie einen halben Eimer Kaffee."

Dann wird in einem riesigen Kessel das schwarze Getränk gesotten, denn so lautet Herrn Bagi's Befehl. Das gesammte Hausgesinde macht sich damit zu schaffen. Er selbst weiß ganz gut, daß es eine Tollheit ist. Aber darin liegt ja eben das Aparte.

So ein Bauerngraf im Tieflande ist zufrieden damit, daß er unter Leuten seines Schlages der Erste sein kann, aber wenn ihn Höhergestellte auszeichnen, so nimmt er es auch sehr gut auf, denn er ist nur nach abwärts hin Aristokrat.

Herrn Bagi widerfuhren häufig solche Auszeichnungen.

Zur Zeit der Bach-Aera geschah es, daß der neu ernannte Vorstand des Csongrader Comitates, in der damaligen Zeit ein allgewaltiger Herr, als er sein Amt antrat, ein großes Bankett gab, zu welchem er die angesehensten Herren des Comitates einlud. Natürlich war auch Bagi darunter, und zwar als der ersten einer.

Die Einladungen wurden versandt, und der große Tag kam heran. Der Herr Comitatsvorstand wollte, daß das Fest recht glänzend ausfalle. Dem Kammerdiener wurde anbefohlen, nur Solche einzulassen, die im Frack erschienen.

Und in der That erschienen auch so ziemlich Alle im Frack, nur eben Herr Bagi stellte sich in seinen dunkelblauen Festkleidern ein, die zu diesem Anlasse schön ausgebürstet waren, und sein rothseidenes Taschentuch war durch den Latz des ungarischen Beinkleides gesteckt, so daß es von beiden Seiten her festlich hinausragte.

„Was wollt Ihr hier? Wer seid Ihr?" fuhr ihn der an der Thür stehende Bediente an.

„Ich bin Bagi, wenn's mir recht ist!" erwiderte der Bauernmagnat, sich stolz in die Brust werfend.

„Bagi! Man kann jetzt nicht bei Seiner Gnaden, dem Herrn Comitatsvorstand, vorsprechen. Jetzt findet hier die Mittagstafel statt."

„Dazu bin ich ja eben auch erschienen."

„Unmöglich!" versetzte der Bediente.

Hierauf zog Bagi aus seiner Brieftasche die Einladung hervor, was den Kammerdiener zwar in Erstaunen versetzte, gleichwohl aber zu der Erklärung veranlaßte:

„Hilft nichts! Hier kann man nur im Frack eintreten, so ist's mir befohlen worden."

Bagi wandte sich zornig um und eilte zu einem Schneider, wo man ihn nach allen Regeln der Kunst ankleidete. Alte Leute in Szentes erinnern sich noch an den denkwürdigen Tag, an dem Herr Bagi im Frack und Pantalonbeinkleidern zu sehen war — zum ersten und zum letzten Male.

Aber er rächte sich auch dafür bei dem Bankette. Als man sich an die große Tafel setzte und die Suppe servirt wurde, blickte Herr Bagi melancholisch auf den dampfenden Teller, legte mit großem Geräusch und ostentativ, so daß Jeder auf ihn blickte, den Löffel bei Seite, bückte sich, hob den rechten Schooß des neuen Fracks in die Höhe und tauchte ihn ein paarmal in die Suppe.

„Was machen Sie, Herr Bagi? Was am Gottes willen treiben Sie?" hieß es von allen Seiten her; man dachte nämlich nichts Anderes, als daß er den Verstand verloren habe.

„Nun, ich nöthige meinen Frack," versetzte Bagi sanft und gelassen, „denn wie man mir bedeutet hat, bin nicht ich, sondern mein Frack zu diesem Bankett geladen."

Der Comitatsvorstand verstand, um was es sich handelte, und empfing fortan Herrn Bagi in seinem gewöhnlichen Schafpelze.

Abgeblitzt.

Ein Berliner Junge springt an der Böschung des Schifffahrtscanals herum, ein menschenfreundlicher Herr ruft ihm zu: „Junge, willst Du da wohl weggehen! Du wirst ja in's Wasser fallen!"

Der Junge: „Wat? Icke rinschliddern, Sie mir nach, mir rausangeln, Rettungsmedallje kriejen, jroßartig rumquasseln? Nee! Machen wir nich! Is nich!"

— An unartigen Kindern ist oft das Unausstehlichste — die Eltern!

Ueber die Grazie.

Von Hans Hyan.

Frauenschönheit will nichts heißen. —
Ist gar zu oft ein starres Bild;
Nur solch ein Wesen kann ich preisen,
Das froh und lebenslustig quillt!
Das Schöne bleibt sich selber selig.
Die Anmuth macht unwiderstehlich! .....

Mit diesen Worten, die er Chiron, den Centaur, zu Faust sagen läßt, hat Goethe das Wesen der Grazie in jener naiv vollkommenen Weise gekennzeichnet, die ihm immer unsere Herzen gewinnt. Den Gürtel der Anmuth muß Venus erst umlegen, um wahrhaft zu entzücken, um ganz und voll das Ideal der Schönheit zu repräsentiren!

Die spätere Mythologie der Griechen gab der schaumgeborenen Göttin als Begleiterinnen die Grazien, Charitinnen oder Huldgöttinnen. Ihnen opferten die griechischen Mädchen, die trotz ihrer Schönheit den Geliebten nicht fesseln konnten, weil ihren Bewegungen, ihrem Lächeln und ihrer Sprache die Anmuth fehlte.

Aber den Griechen, und selbst noch unseren Voreltern, war die Anmuth oder Grazie etwas durchaus Persönliches, nur dem Menschen und seinem Bilde Eigenthümliches. Diese Begrenzung kennen wir heute nicht mehr. Zwar neigt der Sprachgebrauch noch immer dazu, den Begriff der „Anmuth" nur auf Menschliches anzuwenden; dafür bezeichnet er jedoch mit dem Worte „graziös" eine Eigenschaft, die auch dem Thier, und selbst dem Nichtlebenden, Unorganischen anhaften kann. Wir sprechen von einem anmuthigen Mädchen, von der Anmuth einer Geste, von einer Sprache, die anmuthet; aber den künstlerischen Schwung der Linien in einem schmiedeeisernen Gitter z. B. den nennen wir „graziös".

Schönheit und Anmuth sind ihrem Wesen nach durchaus verschieden. Sie können ohne einander, jede für sich bestehen. Ja, die Schönheit ist etwas von der Natur Erschaffenes, ein für alle Mal Gegebenes, wogegen die Anmuth zufällig und erst nachträglich erworben sein kann. Vielleicht wäre es richtig, zu sagen, daß die Grazie eine besondere Art der Schönheit ist — die Schönheit der Bewegung oder in der Bewegung. Und zwar braucht die Bewegung nicht vor unseren Augen ausgeführt zu werden, sie kann schon geschehen sein, nur sich unserem Blick als etwas Fertiges darstellen, wie in der Linie einer Arabeske, deren sanfter Fluß, obwohl unverrückbar feststehend, doch vor unserem Schauvermögen dahinzugleiten und sich endlos zu bewegen scheint.

Eine Schönheit ohne Grazie nennen wir kalt und starr, und unserem Ideal vom wahrhaft Schönen entspricht sie nicht. Dahingegen vermag uns ein Mensch, ohne gerade schön zu sein, zu bezaubern, weil er die reizende Gabe der Anmuth besitzt. Wir können den Blick nicht losreißen von einer Tänzerin, deren sanfte Bewegungen sich den Tönen so innig anschmiegen, daß es scheint, die Musik ströme aus ihrem Tanze selbst hervor. Von der berühmten Fanny Elsler sagte ein geistreicher Mensch, „sie tanzt Goethe", und damit hat er der Grazie ihrer Bewegungen das höchste Lob gesprochen.

Man erzählt von derselben Tänzerin, daß sich bei ihr schon in frühester Jugend eine seltene Harmonie des Lachens, der Sprache und der Bewegungen kund gethan habe. Also die Grazie kann angeboren sein. Aber weit öfter ist sie das Resultat der Erziehung, des eigenen Bemühens. Welch ein erquickender Trost für die armen Geschöpfe, denen die Natur das Geschenk der Schönheit versagte! Nicht jeder kann schön sein; aber jeder kann graziös sein und vermag zu gefallen. Aber wie wird man graziös? Die Antwort soll Henriette Sonntag, jene liebliche, ihre Zeitgenossen in Entzücken versetzende Sängerin geben, bei deren Anblick Heinrich Heine ausrief: „Oh, daß doch alle Tage Sonntag wär'!"

Als man nämlich die Sonntag einmal fragte, wie sie es anfinge, niemals eckig und unschön zu erscheinen, und selbst in den Augenblicken des höchsten Affekts maßvoll in der Haltung und Geberde zu bleiben, da war ihre Antwort: „Ich habe von klein an auf mich geachtet und mir nichts Häßliches verziehen. Ich hatte Angst davor, den Leuten zu mißfallen."

Wer die Mahnung, die in dieser Antwort enthalten ist, befolgen will, der unterzieht sich allerdings keiner ganz leichten Aufgabe. Ja, es liegt sogar eine Gefahr in ihrer Befolgung verborgen, die jede weitere Bemühung um die Grazie illusorisch macht. Leicht nämlich verfällt der, welcher seine Bewegung und Haltung ändern will, vom Extrem der Ungeschliffenheit in das der Geziertheit. Aber das geschieht doch wieder nur dem, der fremde, und für ihn deshalb unmögliche Grazie imitiren will, statt daß er bestrebt sein müßte, die eigenen unschönen Bewegungen sorgfältig zu überwachen und sie in der Wiederholung durch schönere zu ersetzen. Man darf sich dabei nicht durch anfängliche Mißerfolge beirren lassen. So lange die Bewegungen noch den Anstrich des Gewollten haben, werden sie dem fremden Auge nicht graziös erscheinen; denn die Grazie ist etwas Selbstverständliches, Ursprüngliches. Aber fortdauernde Selbstbeachtung und häufiges Ueben in der bewegten Schönheit bringt allmälig jene Sicherheit hervor, welche die Absichtlichkeit verschwinden und die echte Grazie entstehen läßt. Unzweifelhaft spielen Charakteranlage, Umgang und Beschäftigung hierbei eine große Rolle. Es erhellt aus sich selbst, daß einem Menschen mit sanfter, abgeklärter Seele die Erlangung der Grazie leichter fallen wird, als einem, der mit allerlei wilden unversöhnlichen Stimmungen zu kämpfen hat. Ferner, wenn unser Erwerbsleben, der Beruf derart ist, daß er die Grazie ausschließt oder doch selten in Erscheinung treten und uns selbst nicht die Zeit läßt, fortwährend auf unsere Bewegungen zu achten, so bieten die Mußestunden, die ja nach der Last des Tages einem jeden winken, genug Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen. Leibesübungen, wie Turnen, Tanzen etc., sowie die Beschäftigung mit Kunst und Poesie sind hierfür von großem Werth.

Denn wenn bei Tanz und Spiel der Körper sich übt und die ganze Aufmerksamkeit auf sich lenkt, so erfüllt die Kunst, und vornehmlich die Dichtkunst, die Menschenseele mit jener reinen, weihevollen Stimmung, die die Schönheit suchen und finden läßt. Unsere Gedanken und Empfindungen werden schön und anmuthig und wir haben unbewußt das starke Verlangen, all unser Thun, uns selbst, unsere Bewegungen mit diesem Gefühl in Einklang zu bringen. Wir wollen anmuthig und graziös erscheinen.

Wohl ist es wahr, daß auch ein schlechter Mensch, eine Frau von häßlichem Charakter graziös sein kann. Sprechen wir doch sogar — und mit vollem Recht — von der graziösen Haltung eines Tigers, der lauernd seine Beute beschleicht. Solchen Geschöpfen ist die Grazie angeboren, ebenso wie ihre Bösartigkeit und Wildheit, und die Natur gab ihnen das köstliche Geschenk der Grazie vielleicht, um sie den Mitgeschöpfen in einem nicht gar so unversöhnlichen Lichte zu zeigen. Aber ihre Grazie ist zufällig und wechselt mit dem Affekt. Früher oder später muß ihr wahrer Charakter sich zeigen. Noch schlimmer ergeht es der Scheingrazie, die jeden Augenblick Gefahr läuft, aus der Rolle zu fallen, und deren Unechtheit dem feineren Beobachter nicht lange verborgen bleibt, weil ihren Besitzer der seinem innersten Wesen fremde Ton und Zwang, gerade wie den Schauspieler auf der Bühne die Darstellung fremder Personen, bald ermüdet.

Frauen sollen und müssen graziös sein, wenn sie gefallen wollen. Es geht ihnen gerade so wie den Plaudereien, die auch graziös sein müssen, wenn man sie mit Vergnügen lesen soll.

Und das fällt ihnen — den Plaudereien nämlich — nicht immer leicht.

Lied.

Von Gertrud Triebel.

Ich weiß, das Glück ist nicht für mich,
Warum hab' ich's vergessen?
Mein Glücksbusch hat wohl Blätter viel,
Doch Rosen nie besessen.

Nun endlich blühte eine auf,
Mich spät noch zu entzücken,
Und jauchzend wollt ich heute mir
Die heiß Ersehnte pflücken.

Doch mußt ich von dem grünen Strauch
Wohl traurig heimwärts wandern —
Mein Liebster brach die Rose ab
Und gab sie — einer andern ...

Ein mittelalterliches Schnittmusterbuch.

Eine kulturgeschichtliche Seltenheit ersten Ranges hat kürzlich das Germanische Museum zu Nürnberg geschenkt erhalten, ein Schnittmusterbuch aus dem 17. Jahrhundert. Das Buch stammt aus der Oberpfalz aus dem Jahre 1682. Vier Schneidermeister von Bruck haben das Buch ihren Zunftcollegen in Nittenau geliefert. Dem löblichen Schneiderhandwerk des letztgenannten Oertchens war vom Kurfürsten befohlen worden, als Meisterstücke die Kleidungsstücke von vier Ständen zu machen und zwar von jedem Stande drei Stücke. Die Brucker Schneider konnten die Sache zwar auch nicht ganz genau, lieferten aber nach ihren Erfahrungen die Zeichnungen für Gewänder von Geistlichen, Edelleuten, Bürgern und Bauern. Ihr Elaborat ist eine Handschrift in Quart von acht Blättern mit derben Federzeichnungen, welchen einige Erläuterungen beigegeben sind. Die Zeichnungen sind allerdings nicht sehr correkt, doch würde sich noch heute jeder Schneider darnach zurechtfinden können. Stücke, welche über den Rand des Stoffes hinausstehen, haben Zeichen, unter welchen sie dann nochmals an einem anderen Ende des Stoffes wiederkehren. Man denke sich die einzelnen Stoffbahnen aufgezeichnet, und die Linien der Figur für die einzelnen Gewandtheile darüber gezogen. Auch die Breite der zur Verwendung kommenden Stoffe ist eingeschrieben, z. B. „das ligt 4 fag", „das aller herunter ligt 2 fag" (fach) oder „da ligen 2 Tug (Tuche) auf einand biß die hinderen Erbl ein eel haben, dernach ligt nur ein Tug (bis die hinteren Aermel eine Elle lang sind)" u. s. w. Die Unterschriften lauten „Das ist ein Meßgewandt, hinden 1½ Elen lang, forn 1 Eln ¼ lang, Stola, Manibel auch dabey. Wer 2 Levitten Rekh ein Eln ein ½ lang ein Rockh, Undt 2 Eln weit. Die Erbl ½ Eln lang und Sammet breiden. Zu auch ein Carbral Daschen. Nimb 9 Eln sammt." Die „Levitenröcke", „Manipel", „Stola", „Die Korporaltasche" sind einzelne Theile des Gewandes. Merkwürdig ist, daß bei dem Gewande des Edelmannes von den Schneidern auch der Schnitt der Handschuhe mitgetheilt wird. Wenn auch die Schnittmuster der vier pfälzischen Meister keine „Meisterstückh" sind, wie sie sie in dem Büchlein bezeichnen, so sind sie doch dadurch interessant, wie sie die Kleidung ihrer Zeit auffaßten. Dies Schnittmusterbuch ist um so werthvoller, als aus dieser Zeit nur fünf ähnliche bekannt sind, von denen sich zwei im Original, drei in Kopien in der berühmten Büchersammlung des Freiherrn von Lipperheide in Berlin befinden.

Der Ritt ums Glück.

Humoreske von Paul Oskar Höcker.

„So Jungens, jetzt gilt's! Nun kommt die größte Stunde meines Daseins!" sagte Klaus von Wägelein, der gefeierte Herrenreiter, im Pavillon der Wage auf dem Rennplatz zu den ihn in fröhlich erregtem Geplauder umdrängenden Bekannten, indem er ihnen in seiner flotten Art einen Abschiedsgruß zuwinkte. Er steckte in seiner schmucken, prallansitzenden Dragoneruniform, die, um das Gewicht nicht zu vergrößern, von Seide war, ebenso wie die Mütze mit schwarzsammtenem Rand. Aufgeregt zwirbelte er, in der Ausgangsthür des Pavillons stehend, noch einmal seinen blonden Schnurrbart keck in die Höhe, dann schwang er sich auf den nervös stampfenden und die Nüstern aufblasenden Fuchs, den Salambo aus der Virga, und ließ ihn den schmalen Weg zwischen den dichten Schaaren von Besuchern zur Rennbahn nehmen.

Der Damenflor auf den Tribünen und längs der Barriere in hellen, duftigen Toiletten mit bunten Sonnenschirmen und großen, reichgarnirten Sommerhüten, dazwischen blitzende Uniformen, elegantes Civil — und hoch über der weiten, grünen Rasenfläche, die malerisch rings von dunkeln Wäldern eingeschlossen ward, die lustig im Winde flatternden Flaggen und Wimpel boten ein glänzendes, farbenprächtiges Bild. Cavalleriemusik begleitete den Ausritt der Renner vom Sattelplatz; das Summen und Schwatzen der nach Tausenden zählenden aufgeregten Menge erfüllte die Luft, dazwischen ließ sich das Wiehern eines Pferdes vernehmen, und wie das Rauschen des Windes klang die Aufregung der wagemuthigen Spieler vom Totalisator und der Neugierigen von den letzten Plätzen jenseit der Hindernisse zur Barriere herüber.

Botho Plagge, der reiche Mühlen- und Rittergutsbesitzer, der an dem Hauptrennen des Tages gleichfalls theilnahm und als Reserveoffizier in seiner kleidsamen Kürassieruniform auf der berühmten Rappstute Conchita saß, wurde auf seinem Ausritt zur Rennbahn von Onkel Wernecke begleitet.

„Ich begreife deine Aufregung einfach nicht," sagte der alte Herr in leisem, wenn auch ziemlich polterndem Ton zu seinem Neffen. „Die Conchita ist in vorzüglicher Condition, du selbst bist tadellos im Training, hast schon vier Rennen in dieser Saison geschlagen — welches von den andern Pferden hätte heute die gleichen Chancen?"

Der Rittergutsbesitzer betupfte leicht seine Stirn mit dem Taschentuch. „Ach, Onkel, da ahnst ja nicht, welche Chancen mein Schicksal bestimmen!"

„Himmel," brummte der Alte ärgerlich, „dein Schicksal? Warum nicht gar! Und wenn nun auch wirklich ein anderer Sieger würde, der Salambo z. B., ja, was thäte das dir weiter? Oder hast du Schulden? Kommt dir's wirklich auf die zwanzigtausend Mark des Großen Preises an?"

Unwirsch schüttelte der Reiter den Kopf. „Pah, Geld — als ob mich die paar Kröten glücklich machten! Onkel, der Ritt um mein Glück ist's, der jetzt stattfinden soll! Also halte mir die Daumen — doch du verstehst ja nicht, was ich leide, du alter Hagestolz!"

„Glück — leiden — Hagestolz? Junge, du bist verliebt?"

„Ja, Onkel, rettungslos."

Sie kamen soeben an der Eckloge der ersten Tribüne vorüber. Eine distinguirt aussehende junge Dame in weißem Tuchkleid stand an der Brüstung. In merklicher Erregung musterte sie die vorüberkommenden Renner. Als nun Botho Plagge mit der nervös tänzelnden Rappstute die Stelle passirte und, sich ehrerbietig verneigend, die Rechte zum Mützenrand erhob, traf ihn ein bittender, fast flehender Blick aus den wundervollen braunen Augen der jungen Dame. Er ging dem Reiter durch Mark und Bein.

„War sie das?" flüsterte der alte Herr.

„Barbara Freiin von Rohlfing. Ja, Onkel."

„Rohlfing? Rohlfing? Hm, das ist ein ziemlich armer Adel, wenn ich mich recht entsinne."

„Was thut das, Onkel? Muß ich etwa auf Geld sehen? Aber reich ist sie an allen andern guten Eigenschaften. Ein Herz hat sie — ein Herz, Onkel! Die Engelsgüte in Person!"

„Hm, aber hör' mal, vorhin sah ich die junge Dame — ich wußte da noch nicht, wer sie war, und was sie dir gilt — im tête-à-tête mit Lieutenant von Wägelein zusammen. Nimm mir's nicht übel, aber ihrer Engelsgüte scheinst du nicht allein theilhaftig zu sein."

Der Kürassier runzelte die Stirn. „Wie wenig du doch Menschenkenner bist, Onkel! Wenn Barbara dem Dragoner auf dem Salambo gut zugeredet hat, so findet das seine ganz natürliche Erklärung darin: der Salambo ist ihr Eigenthum."

„Alle Wetter, sie hält sich Rennpferde?"

„Das nicht; sie gestand mir, daß sie heute zum ersten mal in ihrem Leben auf einem Rennplatz ist. Den Salambo hat sie gestern Nachmittag in der Pferdelotterie gewonnen. Wägelein reitet ihn für ihre Rechnung."

„Na, da halte dich mal für alle Fälle dran. Er wird sich dann wohl besonders ins Zeug legen, um die andern auszustechen, der Dragoner."

Botho's Rappstute war am Start angelangt. „Mich dranhalten! Ei, das ist ja gerade der kitzelige Punkt! Gewinne ich, so verliert sie und — mein Himmel, verstehst du denn nicht, Onkel, ich verliere doch lieber ein Rennen als ihre Liebe! Sie muß mich aber doch hassen, wenn ich ihr so rücksichtslos ihre erste große kindliche Freude an ihrem Besitz störe."

„Du weißt genau, daß sie dich liebt? Hast dich bereits erklärt?"

„Ich hab' den Muth noch nicht gefunden bis jetzt — aber heute nach dem Rennen" . . .

Das erste Glockenzeichen! Der Totalisator wird geschlossen, drüben an der haushohen Tafel werden die Nummern der startenden Renner emporgezogen. Das Durcheinanderschwatzen legt sich. Die Zuschauer nehmen ihre Plätze ein, die ganze Aufmerksamkeit wird dem Dutzend aufgeregter Pferde gewidmet, die am Start des großen Augenblicks harren.

Lieutenant Klaus von Wägelein, dessen Fuchs im ersten Feld steht, hat mit dem Taschentuch soeben noch ein Zeichen zur Loge hinüber gegeben, in der die junge Baronesse steht.

„Nein, die Aufregung der Besitzerin Ihres Salambo ist geradezu rührend!" sagte der dem Dragoner benachbarte Herrenreiter. „Man merkt, daß sie noch keine sportliche Erfahrung besitzt."

Klaus fuhr sich unruhig über den Schnurrbart. „Sie ist heute nicht nur das erste, sondern auch das letzte mal bei einem Rennen."

„Nicht möglich! Sie findet keinen Geschmack daran? Na, aber dem Großen Preis scheint sie nicht gerade abgeneigt. Sie hat ja das reine Spielfieber. Sehen Sie nur, wie krampfhaft die Kleine jetzt die Hände ineinanderlegt. Ich will mich fricassiren lassen, wenn sie nicht ein Stoßgebet zum Himmel schickt — trotz ihrer Abneigung gegen das Rennen!"

Der Dragonerlieutenant warf dem Spötter einen drohenden Blick aus seinen blitzenden Augen zu. „Sie irren, Herr von Schäven, wenn Sie annehmen, daß eine Rohlfing am schnöden Mammon hängt."

„Da die Rohlfings arm sind wie die Kirchenmäuse, mag sich der Kleinen allerdings noch nicht oft Gelegenheit geboten haben, am schnöden Mammon zu hängen."

Klaus wollte aufbrausen, bezwang sich aber rasch. Er legte die Hand an das stürmisch pochende Herz und preßte zwischen den Lippen hervor: „Herr von Schäven, dieses Rennen entscheidet Menschenschicksale!"

„Potztausend, Sie werden ja so ernst!"

Der Dragoner wies hastig nach der Loge der Baronesse. „Sehen Sie den bleichen jungen Mann neben der Freiin von Rohlfing?"

„Gewiß, es ist ihr Vetter, Dr. von Rohlfing, der Augenarzt. Ein armer Teufel — wie alle Rohlfings."

„Nun, Dr. von Rohlfing ist erst seit gestern ein armer Teufel. Viel besaß er ja auch bis dahin nicht, aber es hätte doch genügt, den Traum seines Lebens zu verwirklichen: die Klinik, die ihm wegen seiner brillanten Arbeiten für den medizinischen Congreß angeboten ward, zu übernehmen. Gestern aber fallirte das Bankhaus, dem er sein bischen Hab und Gut anvertraut hat."

„Das ist allerdings enormes Pech!"

„Und zudem ist der arme Kerl noch verlobt — mit einem fast mittellosen Mädchen!" fuhr der Dragonerlieutenant fort. „Vorhin, in der Pause, hat mir die Baronesse das alles erzählt, mit Thränen in den Augen, voll Mitleid mit den beiden unglücklichen Menschen. Glauben Sie nun noch immer, daß nichts als schnöde Habsucht die Baronesse hergeführt hat?"

„Hm, hm," brummte der Nachbar, „ich strecke die Waffen. Sie meinen also, daß die wackere kleine Person dem Pärchen helfen wird, wenn" —

„Wenn ich mit ihrem Salambo den Sieg erringe!" fiel Klaus ein.

Schäven drohte ihm mit dem Finger. „Und es ist auch bei Ihnen die edelste Selbstlosigkeit, die Sie veranlaßt, den Wohlthäter zu spielen?"

Mit einem triumphirenden Lächeln schüttelte Klaus den Kopf. „Auch mein Schicksal wird das Rennen hoffentlich entscheiden!"

„Schwerebrett, Sie tragen sich mit Verlobungsgedanken, Herr von Wägelein?"

Die Antwort blieb aus, denn in dieser Sekunde begann das Rennen.

Ein letzter prüfender Blick aus Herrn von Wägelein's erregten Augen flog über die mitstartenden Pferde und deren Reiter. Der Braune des Herrn von Schäven war — ob mit oder ohne Absicht seines Führers — vorzeitig ausgebrochen und nahm am Rennen nicht mehr theil. Unter den übrigen Pferden war nur eins dem Salambo gefährlich: Conchita, die Rappstute Plagge's, des ihm schon seit längerer Zeit unausstehlichen Courmachers der Baronesse Barbara.

Da gab der Starter das Zeichen mit der Fahne, und a tempo sauste der ganze Knäuel an der Barriere entlang dem ersten Hinderniß entgegen. Auf den Tribünen war Todtenstille eingetreten; nichts weiter vernahm man als das dumpf dröhnende Aufschagen der Pferdehufe.

Das erste Hinderniß wurde genommen, ohne daß aus dem Knäuel sich eins der Thiere losgelöst hätte; mit wachsender Geschwindigkeit setzte die Cavalcade auch über das zweite und dritte Hinderniß, die Hürde und den Wall. Beim zweiten Tausendmeterpfahl verschob sich aber das Bild. Ein kleiner Araber setzte sich an die Spitze und schien Lust zu haben, das Rennen zu führen. Sofort spritzten aber von links und rechts ein Brauner und ein Schwarzer in den Zwischenraum. In der Gestalt eines gleichschenkeligen Dreiecks, das länger und länger wurde, dessen Spitze aber der Araber nach wie vor behielt, sauste das Feld dahin.

„Noch zwei Rumpflängen, und der Salambo drückt den Araber!" riefen die Rennverständigen auf der Tribüne.

„Unterschätzen Sie die Conchita nicht; die beginnt überhaupt erst vom dritten Tausend ab zu rennen!" meinten andere.

Wachsbleich stand die Freiin von Rohlfing an der Brüstung ihrer Loge. Mit bloßen Augen konnte sie, die noch niemals ein Rennen verfolgt hatte, die Reiter nicht mehr unterscheiden; die Pferde aber schienen ihr alle miteinander so ähnlich. Dennoch starrte sie unbeweglich über den grünen Rasen nach den schattenhaft dahinhuschenden Gestalten hinüber. Ihr Vetter schob ihr den Krimstecher hin, sie aber schüttelte den Kopf und wandte ihm traurig lächelnd ihr Antlitz für eine Sekunde zu. Ihre Augen, die schönen, großen, braunen Rehaugen, hatten sich mit Thränen gefüllt; ob sie nun auch durchs Glas geschaut hätte — es verschwamm ja doch alles vor ihr. Zitternd hatte sich die Hand ihres Vetters auf ihre nervös zuckende Rechte gelegt.

„Das ist furchtbar, das ist schlimmer als Hazardspiel!" flüsterte er stockenden Athems.

Sie nahm seine Hand und hielt sie eine kleine Weile fest in der ihren; nun ward sie ruhig, auch ihr Antlitz verlor die angst- und schreckenvolle Spannung.

„Der Ritt ums Glück!" hauchte sie voll tiefer Ergriffenheit vor sich hin, fast lautlos.

Noch immer flog die Cavalcade dem Winde gleich über die Bahn. Doch es nahmen nur noch neun Pferde am Rennen theil. Zwei waren ausgebrochen und mußten das Rennen aufgeben.

„Das ist die Conchita!" rief einer auf dem Dach der Tribüne.

Herr Wernecke, der Onkel Plagge's, lachte höhnisch auf. „Unsinn. Die Conchita steht an zweiter Stelle — auf Kopfhöhe mit dem Salambo!"

Da kam das erste Feld an die Mauer. Fast gleichzeitig setzten sie zu dritt hinüber, doch nur zwei Pferde schossen weiter.

„Der Araber ist fertig!" schrie es ringsum.

„Er ist gestürzt!"

„Nein, da hinten — dort beim Walde taucht er wieder auf — er ist ausgebrochen!"

Anwachsendes Summen — Bedauern, Frohlocken — die Spannung und Aufregung unter den Zuschauern ward immer größer.

Kopf neben Kopf führten jetzt Salambo und Conchita das Rennen. Auf dreißig Meter folgte erst das zweite Paar, auf hundert der Rest. So sausten sie nebeneinander über den großen Graben an der Waldlisière und verschwanden im gleichen Moment in dem kleinen Gehölz, das sich hinter dem letzten Platz herumzog.

Nun waren die Reiter der weitern Beobachtung entzogen, bis sie den Ausgang der Waldparcelle an der letzten Tausendmeterstange erreicht hatten; für ein paar Augenblicke ließen die Zuschauer die Krimstecher in den Schoß sinken.

Die Reiter selbst aber erlahmten nicht. Hatte Klaus verstanden, in Botho Plagge's Zügen zu lesen, der ihn einmal, während sie beide dem Araber den Rang streitig zu machen suchten, mit dem Ausdruck des Grimms, ja des Hasses gemustert hatte — genug, während sie nun so nebeneinander vorwärts rasten, stieß der Dragonerlieutenant plötzlich, athemlos von der körperlichen Anstrengung und der psychischen Erregung, zu seinem Nebenbuhler gewandt, hervor:

„Es geht um mehr als den Großen Preis, Herr Plagge?"

Botho legte sich noch weiter vorn über. Ein triumphirender Ausdruck trat in seine Züge. „Um den größten Preis, Herr von Wägelein!" gab er ebenso athemlos zurück.

„Um Barbara!" keuchte nun der andere.

„Ja!" erwiderte der Kürassier trotzig.

Noch zweihundert Meter trennen sie vom Waldausgang. In unverminderter Hast jagt die Conchita weiter; ihr gestreckter Leib berührt fast den grünen Boden. Der Salambo dagegen droht zu erlahmen, so heftig sein Reiter auch auf ihn einschlägt.

„Hüten Sie sich — vor dem Sieg!" stößt Wägelein in größter Erregung hervor. „Nie — nie — würde Barbara — Ihnen den vergeben!"

Die Worte kommen nur abgerissen von seinen Lippen. Der beim Austritt aus dem Wald schärfer blasende Wind, der dem Kürassier um die Ohren pfeift, macht eine Antwort unmöglich. Das Herz pocht stürmisch, die Lungen von Thier und Reiter arbeiten hörbar.

Drüben hinter der Barriere wird Geschrei vernehmbar; wie das Brausen der Brandung klingt's. Die Bilder verschwimmen vor Botho's Augen. Er sieht nur den schwarzen Kopf seiner Stute, darunter den grünen Rasen, der nach rückwärts unter den Hufen des Thieres zu entweichen scheint. Eine andere Bewegung nimmt er nicht mehr wahr. Er selbst ist wie gelähmt — ob er reitet, ob er fliegt, ob er liegt, er weiß es kaum. Mit bohrender Schärfe haben die paar Worte seines Nebenbuhlers in sein Hirn gedrängt: Barbara würde ihm nie den Sieg vergeben!

Er wußte, daß die Baronesse arm war. Aber war es möglich, daß die Hoffnung auf den „Großen Preis" sie so ungerecht, so kleinlich gemacht haben sollte, daß sie ihm die Vernichtung ihres Wunsches ernstlich verargen würde? O, das konnte er nicht von Barbara glauben! Freilich war sie Waise — sie aß das Gnadenbrot bei ihrer Tante — und was ihm als eine Lappalie erschien bei seinen großen Einkünften, repräsentirte für sie vielleicht ein Vermögen! Die Arme, die Unglückliche! Da war ihr nun das Glück in den Schoß gefallen, und er, ihr glühender Verehrer, wollte ihr's rauben, ihre Hoffnungen zertrümmern, nur um seiner persönlichen Eitelkeit zu fröhnen? Denn bewundert wollte er werden, als Sieger bewundert — in die Loge des königlichen Protectors sollte man ihn rufen, damit alle, auch Barbara, es sähen, wie ihm der leutselige hohe Herr Glück wünschte zu seinem Sieg!

Ein Schwindel erfaßte ihn. Neben ihm schnaubt und keucht es. Er sieht den schlanken Kopf des Salambo neben sich auftauchen. Wenn er sich jetzt „dranhält", wie Onkel Wernecke ihm gerathen, so ist der Sieg sein — denn dem Fuchs des Dragoners hängt schon die Zunge zum Hals heraus!

Man ist der langgestreckten Barriere wieder näher gekommen. Das Rennen und Murmeln schwillt zum Rufen und Schreien an. „Salambo! Salambo!" heißt es, und dann wieder, fast wüthend: „Conchita!"

Botho hat bis jetzt die Peitsche noch nicht gebraucht. Er faßt den Griff fester. . .

Da kommen die Tribünen mit dem durcheinanderwogenden Meer von Gesichtern, Hüten und Schirmen. Die Eckloge! Deutlich sieht er wieder den bekümmerten, fast flehenden Ausdruck jenes Blicks vor sich, den Barbara ihm bei seinem Vorüberkommen vor dem Rennen zugeworfen.

Und die zum Schlag schon erhobene Peitsche sinkt schlaff herab.

„Conchita!" brüllt es vom zweiten Platz her. „Salambo! Salambo! Salambo siegt!" schreit man auf der Tribüne.

Der Kopf des Braunen an Botho's Seite rückt vor — der Kürassier läßt es geschehen. Mattigkeit legt sich auf ihn, er reitet nicht mehr, er läßt sich tragen. Und wenige Sekunde später ist die Entscheidung da:

Zwei Pferdelängen vor der Conchita geht Salambo durchs Ziel!

Ein Tusch, ein Bravo; prasselnd setzt der Applaus ein. Mit verminderter Schnelligkeit lassen die Geschlagenen ihre erhitzten, schweiß- und staubbedeckten Thiere auslaufen.

Botho Plagge sieht seinen Nebenbuhler, vom Pavillon der Wage aus, gefolgt von einer dichten Menschenmenge, zu Fuß nach der Königsloge schreiten. Sein Herz klopft zum Zerspringen. Er wagt es noch nicht, die Baronesse aufzusuchen.

Ob sie den furchtbaren Kampf auch nur zu ahnen vermag, den sein Verzicht im gekostet? Und wie, wenn Wägelein, der Siegreiche, nun an seiner Statt den höchsten Preis aus diesem Ritt ums Glück davontrüge?

Er schnellt empor. Unsichern Schritts begibt er sich zur Loge. Der Dragonerlieutenant steht vor Barbara. Sie hat ihren Arm in den ihres Vetters gelegt, des Dr. von Rohlfing. Mit glückstrahlenden Gesichtern, geröthet von der überstandenen Aufregung, blicken die beiden in die Welt hinaus, während Wägelein's Antlitz die Merkmale größter Verblüffung trägt.

„Tausend, tausend Dank!" hört Botho seine Angebetete soeben zu dem Dragonerlieutenant sagen — in weichem, innigem, von Thränen fast erstickten Ton. „Wie glücklich Sie uns gemacht haben! Nehmen Sie zur Erinnerung an diesen Sieg den Salambo von mir an. Ja, wollen Sie? Sehen Sie, seine Schuldigkeit an uns hat er gethan — und was sollten wir in unserer bescheidenen jungen Häuslichkeit mit ihm anfangen?"

„In Ihrer — jungen Häuslichkeit?" stammelte Klaus.

„Nun ja, Herr von Wägelein, stellen Sie sich doch nicht, als hätten Sie nicht gleich errathen, wer die Braut meines lieben Fritz ist!"

„Fritz? Ach so — der Herr Doctor? . . . Aber natürlich hab' ich das errathen! Auf der Stelle sogar!" Der Dragonerlieutenant wischt sich in seiner Verlegenheit noch immer den Schweiß von der Stirn. Da erblickt er den nähertretenden Rittergutsbesitzer. Er klopft ihm cordial auf die Schulter und schiebt ihn vor das selige Brautpaar hin. „Uebrigens — hm — hab' ich ja nur meine verflixte Pflicht und Schuldigkeit gethan. Aber der Herr Plagge verdient Ihre besondere Dankbarkeit. Ja, wenn der nicht ein Einsehen gehabt hätte" . . .

„Wie, Herr Plagge, Sie haben gleichfalls gewußt?"

„Bst, bst, nicht drüber reden, Kinder!" warnt Herr von Wägelein, seinen Schnurrbart zwirbelnd. „Sonst heißt's am Ende gar, wir hätten gemogelt!"

Zum Glück kommt in diesem Augenblick Herr Wernecke mit einer Flasche Sect als Erfrischungstrunk für die Herren Reiter an die Loge heran, so daß der Rittergutsbesitzer Botho Plagge der Verlegenheit überhoben ist, etwas sagen zu müssen. Er schweigt also — und thut einen tiefen Zug. Natürlich aufs Wohl des jungen Brautpaars.

Wein — Weib — Gesang!

Lust'ge Dirnen seh' ich schreiten,
Höre ihren froh'n Gesang.
Und ich merk' es schon vom Weiten
An den Töpfen rund und schlank,
Daß sie auf dem Wein-Fest waren,
Wo die ausgelass'nen Schaaren
Sich beim Winzerfeste labten!
Und ich hör' die Mädels singen:
„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang."
Wie doch dies alte Sprichwort lügt,
Und wie der Schein uns oft betrügt:
Ich liebte stets Wein, Weib und Gesang,
D'rum blieb ich ein Narr — mein Leben lang!